



# Der Kaufmannsstand in der neueren Literatur

Von  
Paul Bornstein

(Nachdruck ist untersagt.)

Wenn Freidank, der fahrende Ritter des dreizehnten Jahrhunderts, in seinem berühmten Lehrgedicht „Die Bescheidenheit“ erklärt, es gebe nur drei von Gott eingesetzte Stände, den des Bauern, des Mitters und des „Pfaffen“, der Kaufmann aber sei ein Wucherer schlechthin, der ganze Stand eine Erfindung des Teufels, so entfernt er sich damit nicht vom Standpunkt derjenigen Macht, in der das geistige Leben des Mittelalters durchaus sich zusammendrängt: der Kirche. Im Damm eines Ideals der Askese und Weltverneinung verwarf die Kirche schon den Reichtum an sich. Um wieviel mehr mußte sie nicht einen Stand verwerfen, dessen ganze Arbeit einzig auf den Erwerb abzielte. Naum, daß sie den Handel zur Befriedigung notwendiger Lebensbedürfnisse gelten ließ. Was darüber hinausging, erschien als Wucher, der Kaufmann als ein teuflischem Werk Ergebener. Natürlich konnte diese rein theoretische Bewertung — die Kirche selbst war zu klug, praktische Folgerungen aus ihr zu ziehen — das wachsende Ansehen des kaufmännischen Berufes zunächst nicht schmälern, und in der Erzählung „Der gute Gerhard“ von dem Schweizer Rudolf von Ems (1220 bis 1254) steht denn auch schon ein Kaufmann im Mittelpunkt der Handlung, dessen täpferer, schlichter Herzensgüte sich aus dem trüben Dunkel seiner Umgebung leuchtend heraushebt.

Im dreizehnten Jahrhundert schon darf man in Deutschland von einer Handelsaristokratie sprechen; das vierzehnte und fünfzehnte sahen ein noch weit glänzenderes Aufblühen des Großhandels. Die Hansa steht auf der Höhe

ihrer Macht: Kaufmannsgeschlechter leiten die Geschicke der mächtig emporstrebenden Handelsstädte im Reich, sind zugleich Träger künstlerischer Kultur und höfisch verfeinerter Lebensart. In Italien eine ähnliche Entwicklung: Florenz, die Medici. Mit Florenz konkurrierend, den levantinischen Handel immer stärker an sich ziehend und monopolisierend: Venedig. In ein Milieu höchsten kaufmännischen Glanzes stellt Shakespeare sein um die Wende des sechzehnten Jahrhunderts erschienenenes Kaufmannsstück. Eine alte Novellenammlung „Gesta Romanorum“ lieferte ihm den Stoff. Hier ist es ein Ritter, der einem Kaufmann sein Fleisch gegen Geld verschreibt. Der Ritter als solcher ist ebenso edel wie der Kaufmann als solcher unwürdig und gemein. Shakespeare weiß bereits schärfer zu differenzieren. Er setzt Kaufmann gegen Kaufmann, Antonio gegen Shylock. Den ritterlich vornehmen, hochgesinnten Handelsherrn, dessen Galeonen stolz über alle Meere ziehen und vor dem er mit seiner Zeit bewundernd sich beugt, gegen den verächtlichen Wucherer, den er mit seiner Zeit nur im Wilde des Juden sich vorstellen kann.

In Deutschland freilich waren um diese Zeit die Shylocks nicht mehr ausschließlich jüdisch. Mit dem sechzehnten Jahrhundert geht das Geldgeschäft aus den Händen der Juden an einheimische Kapitalisten, besonders oberdeutsche Handelsherrn, die Fugger, die Welser, über. Die indischen Produkte, Gewürze vor allem, durch die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien in den Gesichtskreis des deutschen Volkes ge-

rückt, werden zu Objekten wildester Spekulationen. Gleichzeitig schreitet das Großkapital zu Trustbildungen, zu Monopolen, zum Wucher. In dem Maße, wie in den Händen weniger Großkaufleute ungeheure Reichtümer zusammenfließen, verarmt das Rittertum. Und jetzt klast der heute noch nicht völlig überbrückte Spalt zwischen Adel und Kaufmannsstand auf. Jetzt wird der deklassierte Adelige zum Wegelagerer, der die „Pfeffersäcke“ auszuplündern sich für berechtigt hält. Auch die öffentliche Meinung wendet sich in ihren bedeutendsten Vertretern mit Schärfe gegen das entartete Großkapital. In seinem 1524 erschienenen Buche „Von Kaufsbehandlung und Wucher“ verwirft Martin Luther entschieden die wucherischen Preissteigerungen und Dinge. Und Erasmus donert: „Die Kaufleute sind die törichtste und schmutzigste Menschenklasse; sie treiben das verächtlichste aller Gewerbe, und noch dazu auf die niederträchtigste Weise der Welt.“

Mit dem siebzehnten Jahrhundert etwa beginnt, durch die geschilderten Umstände herbeigeführt, eine schwere wirtschaftliche Krise, die während des Dreißigjährigen Krieges zur völligen Deroute ausartet. Das Ende des Krieges findet die Herrlichkeit der Städte zertrümmert, das Bürgertum in Würdelosigkeit versunken, den Handelsstand verrottet. Der Schwerpunkt des Einflusses liegt jetzt bei den Fürstenhöfen und der durch sie protegierten und privilegierten adeligen Gesellschaft, die geistig in völlige Abhängigkeit von Frankreich gerät. „In Deutschland wird Kaufmannschaft treiben dem Bürger-Stande überlassen und dem Adelstand vor nachteilig erachtet.“ Mit diesen unumwundenen Worten spricht Bedlers Universallexikon klar die Ansicht der verwelkten Gesellschaft aus.

Gleichzeitig aber, zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts, schrieb der „Hamburgische Patriot“: „Ein Handelsmann von Credit und Ansehen, der in seinen Sachen aufrichtig ist und in allen Verrichtungen pünktlich, hat zweifelsohne weit größere Ehre und Befißet viel mehr vom wahren Adel, als ein wilder, verschwenderischer Junker.“ Man sieht: mit Recht verweist Gustav Freytag in seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“ auf Hamburg als auf die einzige Stadt Deutschlands, die in so traurigen Zeit-

läuften Bürgerkraft und Bürgerstolz sich erhalten. An der Waterkant einsehend, breitet sich die Gesundung ins Binnenland aus. Neu erwachte Tatkraft regt sich auf der ganzen Linie. „Schon hat sich um 1750,“ sagt Freytag, „in den Familien der großen Kaufleute etwas vom Weltbürgertum entwickelt, das mit Verachtung auf die beschränkenden Verhältnisse der Heimat herabsieht.“ Und wieder exemplifiziert er auf Hamburg. Wieder mit Recht! Der hamburgische Kaufmann war Weltbürger, lange bevor er national denken lernte. Es liegt ungemein nahe, daß es hamburgische Reminiszenzen waren, die in Lessing nachwirkten, als er im weisen Nathan einen kaufmännischen Weltbürger zum Träger seiner Toleranzphilosophie machte. Es ist bezeichnend zugleich für Lessings realistischen Sinn: ihm ist der Kaufmann der Vertreter der Toleranz, denn er ist wie kein anderer der Mann der Erfahrung und besonnenen Überlegung.

Einsam ragt Lessings Reise in die gärende Zeit des Sturmes und Dranges. Jean Jacques Rousseau ist der Apostel all der genialisch fiebernden jungen Herzen. Nieder mit einer versumpften Kultur, retour à la nature! So lautet die Botschaft, die er kündigt, die mit ihm seine deutschen Jünger künden. Daß sie eine Verwerfung des Kaufmanns, dieses Geschöpfes und im besten Sinne Trägers der Kultur, bedeutet, liegt auf der Hand. In Wirklichkeit steht diese Zeit, welche doch die gesellschaftliche Emanzipation des dritten Standes vorbereitet, noch durchaus unter dem Banne der herrschenden aristokratischen Lebensformen und Besitzungen. Den Blick auf Hellas gewendet, schufen die Klassiker ihr Lebensideal, das Ideal der Ausbildung aller Kräfte des Menschen zur harmonischen Ganzheit, einer Ausbildung indessen, die erst in der Beschäftigung mit der Kunst ihre letzte und schönste Krönung findet. Ein aristokratisch-künstlerisches Ideal, dem der Kaufmann — und besonders der damalige — keineswegs ganz zu genügen vermochte.

Schiller und Goethe freilich sind, schon rein menschlich, viel zu groß, als daß sie den Beruf des Kaufmanns eng und klein gesehen hätten. Dazu erkennen sie zu scharf den

Kulturträger in ihm. Ich weise hin auf Schillers berühmte Verse:

Euch, ihr Götter, gehört der Kaufmann. Götter zu  
Suchen  
Weht er, doch an sein Schiff kullpset das Gute sich an.

Und Goethe weiß, da er den Kaufmannssohn Wilhelm Meister mit seinem Freunde, dem Kaufmann Werner, über den gemeinschaftlichen Beruf sich unterhalten läßt, diesen höchst bedeutsame Worte in den Mund zu legen. „Ich wüßte nicht,“ sagt Werner, „wessen Geist ausgebreiteter wäre, ausgebreiteter sein müßte als der Geist eines echten Handelsmannes.“ ... „Besuche nur erst ein paar große Handelsstädte, ein paar Häfen, und du wirst gewiß mit fortgerissen werden! Wenn du siehst, wie viele Menschen beschäftigt sind, wenn du siehst, wo so manches herkommt, so wirst du es gewiß auch mit Vergnügen durch deine Hände gehen sehen. Die geringste Ware siehst du im Zusammenhange mit dem ganzen Handel, und eben darum hältst du nichts für gering, weil alles die Circulation vermehrt, von welcher dein Leben seine Nahrung zieht.“ Die Grenzen des Berufes aber begrenzen auch Werners Blick. Eine erschreckliche Enge der Auffassung enthüllt sich, wo Werner über das Kaufmännische hinaus urteilt oder handelt. Unfruchtbare Liebhabereien nennt er z. B. die Beschäftigung mit der Kunst. „Das also,“ sagt er, „ist mein lustiges Glaubensbekenntnis: seine Geschäfte verrichtet, Geld geschafft, sich mit den Seinigen lustig gemacht und um die übrige Welt sich nicht mehr bekümmert, als insofern man sie nutzen kann.“ Aus den Sphären so engbrüstiger Lebensanschauung läßt Goethe seinen Wilhelm Meister nach den Höhen sittlicher Freiheit, allmenschlicher Ganzheit und über den Kaufmannsstand hinaus trachten. Wilhelm Meister wird Schauspieler, weil — nach Goethes Ansicht — nur die Bühne dem gebildeten und talentvollen Bürger die Möglichkeit eines Einklangs zwischen Schein und Sein verschafft. Der Mangel an aristokratischer Lebenskultur, die außerberufliche Enge fließen Goethe am Kaufmannsstand ab. Das sehr getreue Bild, das der Berliner Professor und Romanschreiber Johann Jakob Engel in seinem 1801 erschienenen Roman „Herr Lorenz Stark“ vom blumenländischen

Kaufmann um die Wende des neunzehnten Jahrhunderts uns entwirft, macht den Standpunkt Goethes mindestens begreiflich. Herr Lorenz Stark, der große Kaufherr, ist ein Werner redivivus, nur mit stärkerer Betonung des Ehrenhaften, bürgerlich Respektablen; selbstbewußt, einfach, sparsam und vor allem fleißig. Aber auch eng, eigenwillig bis zum Starrsinn, solid bis zur Philistrosität. Sein Handelshaus begrenzt seinen Horizont; für des Lebens geistige Genüsse hat er durchaus keinen Sinn. Und nicht uninteressant ist, daß, ganz ähnlich wie Wilhelm Meister, auch der feiner geartete Sohn Starks aus der Enge angestammter Verhältnisse ins Weite trachtet. Selbst in diesem biederen Lobgesang auf bürgerliche Tüchtigkeit also sehen wir noch das durchschimmern, was ich soeben das aristokratische Lebensideal nannte.

Zu ihm bekennt sich, von der geregelten Tätigkeit des Kaufmannsstandes abgestoßen, auch die künstlerische Ungebundenheit der Romantik. Der Philisterhaß dieser künstlerischen Lebemänner richtet sich, wie gegen das Bürgertum überhaupt, so naturgemäß auch gegen den Handelsstand. Und noch 1836 tritt Zimmermann in seinem Roman „Die Epigonen“ — er schildert hier den wirtschaftlichen Kampf zwischen einem absterbenden Grafenhaus und einem Großindustriellen neuen Schlages — mit seinen Sympathien unverkennbar auf die Seite der defakenten Aristokratie. Während die größten politischen Umwälzungen sich vollziehen, während das Ringen nach deutscher Einheit und Verfassung anhebt, schauen bei der künstlerischen Darstellung des Kaufmannsstandes Dichter und Schriftsteller mit wenigstens einem Auge empor zu den gesellschaftlichen Höhen, gegen die sie doch politisch seit geraumer Zeit Sturm liefen.

Erst das Jahr 1848 führte mit der politischen Emanzipation des Bürgertums auch die literarische des deutschen Kaufmanns herauf. Freytags „Soll und Haben“ (1855) ist der große Markstein. Wo immer man bisher den Kaufmann literarisch behandelt hatte, es war von außen und von oben geschehen. Mit viel Philosophie und wenig Sachkenntnis. Gustav Freytag befolgt als erster den Grundsatz: „Wer den Kaufmann

will versteh'n, muß in Kaufmanns Lande geh'n." Und er bringt zu diesem Gang einen Talisman mit, den keiner seiner Vorgänger — auch der größte nicht — befaß: die Liebe. Es zeigte sich, daß unter dem Schlage dieses Zauberstabes der anscheinend so tote und nüchterne Fels des Kaufmannslebens lebendige Quellen der Poesie springen ließ, die keiner zu ahnen gewagt hätte. Wir alle haben diese Poesie empfunden. Sie liegt über den Speichern des Kolonialwarenhauses T. D. Schröter. Sie durchzieht das bunte Treiben in den Kontorstuben der Firma und in seiner gemütvollen Drolligkeit das private Zusammenleben der Commis. Es ist die Poesie des patriarchalisch-kaufmännischen Regimes, das Prinzipal und Angestellte als Glieder eines gemeinsamen Haushaltes am gleichen Tische gesellig vereint. Eine Poesie bürgerlicher Gemütlichkeit mit leisem Anhauch von Biedermeieret; aber auch eine Poesie bürgerlicher Tüchtigkeit. Noch ist äußerlich das kaufmännische Leben eng. Die ersten Schienenstränge sind eben gelegt, aber den Güterverkehr vermittelt noch der planüberspannte Frachtwagen. Einmal täglich kommt im günstigsten Falle die Post. Auf Binnenhandel und effektiven Warenvertrieb nach dem Osten ist denn auch die Firma T. D. Schröter durchaus gestellt. Noch laufen die kaufmännischen Beziehungen nicht rund um den Erdball, und von einem Unternehmertum im großen ist noch nicht die Rede. In gemächlichen Gleisen und bei alter Respektabilität geht der Handel seinen Gang. Aber der geistige Horizont des Kaufmanns ist gewaltig erweitert; er, der zur Mitregierung berufene Bürger, fängt jetzt an, national zu denken. Ihm kommt das Bewußtsein seiner eigenen Bedeutung für Volk und Staat, das Bewußtsein seiner Kulturmission. Und stolz auf sie, tritt er im Gefühl der Ebenwertigkeit den anderen Ständen, besonders der Aristokratie, gegenüber. Dem Freiherrn von Rothsattel, diesem Träger adeliger Standesideale, kontrastiert Freytag die kraftvoll stolze Kaufmannsgestalt des Herrn T. D. Schröter. Verblendet durch chimärischen Gewinn, unsolider Hypothekenswirtschaft und vorzeitigem Industrialismus verfallen, gerät der Aristokrat bis hart an den Rand des Abgrundes. Und T. D. Schrö-

ter, der bürgerliche Kaufmann, ist es, der mit kalter Gelassenheit jenem das Todesurteil spricht. „Ihm fehlte," sagt Schröter, „was dem Leben jedes Menschen erst Wert gibt: ein besonnenes Urteil und eine stetige Arbeitskraft." In der jüngeren Generation des Romans erst findet eine Annäherung der Stände, eine Überbrückung der Gegensätze statt. Anton Wohlfahrt, dem Nachfolger T. D. Schröters, blieb der Dampf Wilhelm Meisters von Anbeginn nicht erspart. Auf seiner ersten jugendlichen Wanderung schon lockt ihn das aristokratische Lebensideal im Wilde des Rothsattelschen Gutshofes; es führt ihn, den Bürgerlichen, in die adelige Tanzstunde, reißt ihn mitten aus der ehrenvoll begonnenen kaufmännischen Laufbahn beinahe mit in das Unglück der Rothsattel hinein, spiegelt ihm die Ehe mit der jungen Aristokratin als höchstes Lebensglück vor. Aber Wohlfahrt verliert sich nicht, ihn schützt sein gesunder Sinn, sein Bürgerstolz. Das Pendant zu ihm aber ist der Herr von Fink. Er hat im Haushalt des Romans denn doch eine wichtigere Rolle zu spielen als die, mit seiner kavalierrmäßigen Großtuerei die Welt der Leserinnen zu entzücken. Freytag empfand den Beginn einer neuen Periode. Er wußte, daß in einer herannahenden Zeit überseeischer Verbindungen eine Firma wie T. D. Schröter nicht würde bestehen können. In der Gestalt Finks sucht er eine Brücke in die Zukunft zu schlagen. Fink, der geborene Aristokrat, sollte als gefestigter Charakter, als ein Organisations-, ein Unternehmer größten Stiles, eine Vereinigung von bürgerlicher Solidität und höchstem Wagemut, aus Amerika nach Deutschland zurückkehren. Es ist bezeichnend, daß Freytag angesichts dieser Entwicklung die Kraft der Anschauung versagte, daß er sie klüglich hinter die Couliissen verlegte. Hier, wo überseeische Verhältnisse als entscheidend heranzuziehen waren, steht der bürgerliche Liberalismus von 1848 an den Grenzen seines Könnens. Die Männer der kaufmännischen Zukunft sehen wesentlich anders aus als die Programmfigur des Herrn von Fink. Wie Freytag den Konflikt der Stände löst, ist bekannt. Er führt zunächst äußerlich eine reinliche Scheidung herbei. Der Kaufmann heiratet die Kaufmannstochter, der Baron

die Baronin. Innerlich aber sind die Stände in Freundschaft einander näher getreten; beide haben Vorurteile und Einseitigkeiten abgelegt. In der höheren Einheit nationalen Fühlens finden sie sich zusammen. Auf dem von ihm übernommenen Gute seines Schwiegervaters gründet Fink die große Brennerlei. Der Rauch, der ihren Schornsteinen sich entkränfelt, ist die wehende Standardarte einer neuen Zeit. Herr L. D. Schröter selbst empfand es. Über die Tätigkeit des Kaufmanns stellt auch er die des Fabrikherrn. „Jede Tätigkeit, die neue Werte schafft,“ so sagt er einmal, „ist zuletzt Tätigkeit des Fabrikanten; sie gilt überall in der Welt als die aristokratische. Wir Kaufleute sind dazu da, diese Werte populär zu machen.“

Von der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts an hat der Kaufmannsstand, und besonders der deutsche, einen tiefgreifenden Umschwung erfahren. Einen Aufschwung zugleich — so gewaltig, wie ihn die Kulturgeschichte von einem so kleinen Zeitraum sonst nicht zu verklären weiß. Unerhörte Fortschritte der Technik geben den Anstoß. Sie führen eine neue Bewegungsepoche herauf. Eisenbahn und Dampfschiff, Telegraph und Telephon eröffnen, die größten Entfernungen wie im Spiel überbrückend, ein Zeitalter des Weltverkehrs, des Welthandels. Die Bollereinigung trug nicht wenig zum rapiden Aufblühen des binnenländischen Handels bei. Die Industrie entfaltet sich, nachdem einmal die Folgen der durch die Maschine herbeigeführten Umwälzungen überwunden sind, in stammenswerter Weise. Mehr und mehr verliert Deutschland den Charakter des Ackerbaustaates. Inmitten des riesig gesteigerten Umsatzes gewinnt die Börse eine vorher nicht erreichte Bedeutung für den Handel, als Stätte der Orientierung über Preischwankungen im Welthandelsverkehr, als Stätte festerer Konzentration von Angebot und Nachfrage, als Stätte des Ausgleiches im internationalen Geldverkehr. Es erfolgte nach blutigem Kriege die Einigung des Deutschen Reiches. Mit dem Milliardensegel Hand in Hand ein jäher und ungeheurer Aufschwung von Handel und Industrie. Hexengold, das den Nationalwohlstand nicht hob, wohl aber das ganze Volk bis ins Mark korrumpierte. Psychische

und materielle Erregungen kamen zusammen, den Kaufmannsstand in gärende Erregung zu versetzen. Bismarcks allgewaltiges Vorbild wirkt nachhaltig auch auf den Geschäftsmann. Mit ungeheurer Verwegenheit, mit einem Wirklichkeitsverstande, der über die Möglichkeit des Irrtums schlechterdings erhaben schien, hatte er sich selbst und sein ganzes Volk auf eine Karte gesetzt — und er hatte gewonnen. Machen wir es ihm nach! Seien wir hart, skrupellos, groß, ungeheuer, verwegen wie er! Über den gewaltigen Einfluß der Bismarckischen Realpolitik auf den Kaufmannsstand kann man Authentisches in Spielhagens „Sturmflut“ nachlesen. Von den Schranken freilich, die Bismarck sich selbst setzte, von der tiefen Selbstbescheidung dieser vulkanischen Natur hatten die Großspekulanten jener Tage keine Ahnung. So kam es, wie es kommen mußte: die Bismarcknachahmung dieser Leute lief auf nichts anderes hinaus als auf eine wüste und höchst unbismarckische Vergötterung der materiellen Seiten des Lebens. In seinem Buche „Literatur und Gesellschaft des neunzehnten Jahrhunderts“ schildert S. Lublinski die Zustände, wie folgt: „Materieller Erwerb und Genuß im wildesten Stil wurden Selbstzweck des Lebens, und was von geistigen Zielen noch übrigblieb, war ganz allein die Sehnsucht nach einer sozialen Machtstellung des einzelnen. So ein Großindustrieller wollte Geld verdienen, wahnsinnig viel Geld, im Handumdrehen Millionär werden, und dann auch noch der erste in seinem Zweige. Vielleicht ein Napoleon oder Bismarck der Berliner Strumpfindustrie oder ein Kanonen- oder Eisenbahnkönig.“ Nun, die Orgien dieser Art des Industrialismus und der Großspekulation führten zu dem kolossalen Zusammenbruch des Gründerjahres. Inzwischen hatte die wirtschaftliche Umwälzung auch schon die soziale Frage und die Arbeiterbewegung in den Vordergrund geschoben. Ein neues und gewaltiges Ferment im Geistes- und Kulturleben der Zeiten. Neben den dritten Stand war ein vierter getreten: das Proletariat.

Dies etwa ist die Summe der Eindrücke, welche die deutsche literarische Jugend der achtziger Jahre von ihrer Zeit im allge-

meinen, vom Bürgertum und Kaufmannsstande im besondern auf den Weg bekommen hatte. Daß diese Eindrücke sympathischer Natur waren, wird sich füglich nicht behaupten lassen. Verständlich ist, daß diese jungen Stürmer und Dränger angesichts der sie umgebenden Wirklichkeit das kaufmännische Ideal Freytags als nicht mehr zeitwahr empfanden. Gerade den Gegensatz zwischen dem Einst und dem Jetzt scharf zum Ausdruck zu bringen, war die Absicht, die Konrad Alberti verfolgte, als er mit seinem Roman „Schröter u. Co.“ Freytags Schöpfung fortzusetzen sich vermaß. Das künstlerisch nicht eben hochstehende Buch ist in unserem Zusammenhange gleichwohl interessant, eben um der Gesichtspunkte willen, aus denen es entstand. Alberti will, so formuliert er selbst sein Vorhaben, an einem besonders klaren Beispiel zeigen, wie die Verhältnisse im deutschen Kaufmannsstande sich im Laufe des letzten Generationswechsels geändert haben, wie der Großkaufmann mit gesellschaftlicher Notwendigkeit von der Bahn der nüchternen Arbeit in den Hohlweg der Spekulation gedrängt wird, wie er, durch die wirtschaftlichen Verhältnisse gezwungen, diesen Wegwechsel nicht vermeiden kann, wie er infolgedessen dem Untergang oft nur um Haarsbreite entgeht. Dies zu illustrieren, läßt Alberti seinen Wohlfahrt, dessen Effektivgeschäft rapid zurückgeht, nach dem Tode Schröters die ehrwürdige Firma von Breslau nach Berlin verlegen, läßt ihn hier an die Börse gehen und den durch neue Bettel Nicks im Tobbergewand Verführten in Schwindelspekulationen sich verstricken. Fink, inzwischen zum ausgepichteten Agrarier geworden, muß den Freund aus diesen Schwulsttäten herausheben. Natürlich liegt hier eine barbarische Verrenkung des Charakters Antons zu Gunsten einer Tendenz vor. Aber selbst aus diesem verfehlten Buche spricht eines klar: die bezeichnende Abneigung gegen das allumstrickende Spekulantentum und seine Vertreter. Die junge Literatur steht nicht mehr, wie Freytag, auf dem Boden des Bürgertums, dessen wirtschaftliche und seelische Entwicklung sie abstoßen mußte. Das literarische Kulturideal hatte sich verschoben. Es liegt jetzt — ich will einmal sagen, in der Richtung auf den

vierten Stand und die soziale Frage. Die Poesie der tausenden Maschine, der Geist einer sozialen Romantik, hat die Literatur in ihren Bann geschlagen. Ihre Sympathien gelten weit eher noch dem Arbeiter als dem Kaufmannsstande, dem man sich gerade entgegengesetzt fühlt. Der Geist der Liebe ist, nicht ohne Schuld des Bürgertums, aus der literarischen Betrachtung des Kaufmannes verschwunden, und mit ihm verschwindet auf lange der Geist der Objektivität. An seine Stelle tritt eine scharfe soziale Kritik, die durch alle Schattierungen der Abneigung bis zu wildestem Haß pendelt. Und selbst die Größten teilten diesen Haß, dessen Nachwirkungen unzweifelhaft noch heute zu spüren sind. Mit besonderer Erbitterung wendet man sich in Deutschland immer wieder gegen den wirtschaftlichen Parvenu, der meist im Bilde des Börsianers erscheint. Man hat da unwillkürlich ein Cliché geprägt, das mit drolliger Gleichheit stets und ständig wiederkehrt. Das ist der Kommerzienrat. Auf die Entdeckung eines sympathischen Kommerzienrats in der modernen Literatur kann ein Preis ausgesetzt werden. Tritt irgendwo in den ersten Kapiteln eines modernen Romanes ein Kommerzienrat auf, so ist zehn gegen eins zu wetten: zum Schluß verkracht er. Persönlich ist der Kommerzienrat meist ein halb lächerlicher, halb widerlicher Gesell. Prob, Kunstbarbar und Halsabschneider in eins. Mattressen hält er sich ebenso häufig, wie seine Gattin sich Liebhaber hält. Die Beispiele sind zahllos. Ich erinnere an die widerlich-progenhafte Kommerzienratsfamilie im Vorderhause von Sundermanns „Ehre“, an die von sittlicher Skepsis bis ins Mark zerfressene Börsensippenschaft in „Sodoms Ende“, an die Tobbertypen in Georg Hirschfelds „Agnes Jordan“ und „Zu Hause“. Bis in die letzten Jahre hinein reihet eine unerfreuliche Gestalt sich an die andere. Das ist kein Wunder. Den reellen Kaufmann muß man bei der Arbeit suchen, um ihn zu finden. Bis in die letzten Jahre aber sind die jählings einstürzenden Bankhäuser, die betrügerischen und heimlich entweichenden Bankiers aus den Spalten der Zeitungen, aus den Gerichtsverhandlungen nicht mehr verschwunden.



Die grelle Einseitigkeit dieses sozialkritischen Standpunktes liegt auf der Hand. Wo der Haß aus dem Herzen des Künstlers in die Augen tritt, da schafft er Karikaturen. Der Zwiespalt zwischen einem so niedrigen Niveau der Betrachtung und der unleugbaren Bedeutung des Kaufmannsstandes auch in der neuen Form seiner Entwicklung war auf die Dauer nicht zu verkennen. Man trug ohnedies ein zwiespältig Herz im Busen. Man fühlte sich der Bourgeoisie feindlich, man fühlte sozial; aber man fühlte auch individualistisch. Man hatte nun einmal den instinktiven Respekt vor der überragenden Persönlichkeit, ihrer selbstherrlichen Kraft und selbsteigenen Moral. Dießsche wirkte. Gerade im Kaufmannsstand aber hatte die jüngste wirtschaftliche Entwicklung, ins gigantisch Weltumspannende gesteigert, der gleichen gewaltige Individualitäten in Menge emporgetrieben. Sie zogen magnetisch die Blicke auf sich; sie zwangen, Stellung zu ihnen zu nehmen. Gewiß, man hielt es mit dem Arbeiter. Aber man konnte sich doch nicht verhehlen, daß der Mann, der Tausende von Arbeitern in industriellen Miesenbetrieben beschäftigte, sozusagen doch immer ein Herr ist. Man brauchte ihn nicht zu lieben — man mochte ihn brutal finden, ihn hassen, ihn im Lichte des rücksichtslosen Leutechinders, als sozialen Schädling, als exzentrischen Auswuchs einer kapitalistischen Wirtschaftsordnung ansehen — blieb doch immer die geniale Persönlichkeit, der man eine widerwillige Bewunderung, ein schenes Staunen nicht versagen konnte. Man sah: auch der Kaufmannsstand hatte seine Übermenschen, seine Kraftnaturen, die, aus eigener Autorität, jenseits von Gut und Böse sich stellend, dem Welde nicht um des Weldes willen dienen, sondern weil es Macht und nochmals Macht verleiht. Herrscherseelen, und mehr noch — wie alle genialen Weister, von unverkennbar schöpferischer Phantasie. Und hier mußte man wohl oder übel sich ihnen verwandt fühlen. „Einen leibhaftigen Dichter der Million“, nennt Zola seinen Saccard. „Du bist kein Dichter“, sagte John Gabriel Vorkmann zu dem an sich verzweifelnden Faldal. „Er ist ein Sanguinker, ein Dichter, wenn du willst, der in einer verträumten Welt lebt — vielleicht

ein Genie, das dort Land erblickt, wo andere nichts zu sehen vermeinen“, so urteilt über den Kaufmann Großhändler Tjalbe in Björnsons Drama „Ein Fallissement“.

Wir begreifen, wie bezeichnend dieser Standpunkt ist. T. D. Schröter war gewiß alles Gute; einen Dichter aber kann man ihn nicht nennen. Hatte Gustav Freytag in Liebe die Poesie des kaufmännischen Lebens entdeckt, die moderne Literatur entdeckte in Haß die Poesie der kaufmännischen Persönlichkeit, der kaufmännischen Genialität. Und sie sucht ihr Wesen zu begreifen, ihre Psychologie zu ergründen. Freilich ist diese Poesie nicht mehr eine der kaufmännischen Gemüchlichkeit, sondern eine der kaufmännischen Kolossalität. Sie ist massig und brutal wie das wirtschaftliche Leben unserer Tage. Sie ist nicht mehr spezifisch deutsch, sondern analog der wirtschaftlichen Entwicklung international. Hier Typen und Milieus, bezeichnend für diese moderne Entwicklung, treten mit Schärfe aus dem Gewirr der Darstellungen hervor: der Großzwischenhändler und das Warenhaus — der Großspekulant und die Börse — der Großindustrielle und die Fabrik. Und — aber erst in Ansätzen: der Großveredler und die Werft.

In seinem Roman „Au bonheur des dames“ schildert Zola uns die Entwicklung des modernen Miesenbazar, des Warenhauses, und zwar im Gegensatz zu dem, wie er sagt, „alten, rechtschaffenen, einfachen Kleinhandel“. Zwei kaufmännische Prinzipien kontrastieren sich in diesem Gegensatz. „Die Kunst ist nicht die, viel zu verkaufen, sondern teuer zu verkaufen“, so sagt der Kleinhändler Vaudu. „Der Handel beruht auf fortgesetzt rascher Erneuerung des Kapitals, auf möglichst rapidem und hochgesteigertem Umsatz der Waren. So können Millionen bei kleinem Nutzen verdient werden“, dies sagt Mouret, der Besitzer des Warenhauses „Au bonheur des dames“. Er ist der Mann, seinen kaufmännischen Grundsatz zu riesigem Erfolg hinauszuführen. In ihm lernen wir den ersten jener skrupellosen, aber genialen Herrenmenschen des modernen Handels kennen. Mourets Streben geht ins Kolossale; das Ungeheure ist ihm Bedürfnis. Ein „Poet der Spekulation“, mit

leidenschaftlicher „kommerzieller Phantasie“ begabt — diese Wendungen stammen von Zola —, legt er sein zunächst nicht hohes Kapital bis zum letzten Heller im Einkauf an. Siegen oder sterben! Alles oder nichts! Durch Jahre setzt er seine ganze Existenz auf eine Karte. Und er siegt. Einen Artikel nach dem anderen zieht er in den Bereich seiner Tätigkeit. Die Fabriken zahlt er bar, er legt Beschlagnahme auf die Gesamtheit ihrer Produktion. Dafür schreibt er ihnen die Preise vor. Durch geniale Einfälle steigert er den Umsatz zu schwindelnder Höhe. Er beteiligt sein Personal am Gewinn; er kommt als erster auf den Gedanken, die Waren im Schaufenster mit Preisen zu markieren — mit Preisen, die jede Konkurrenz im Keim ersticken. Die Ausstattung der Schaufenster, die Auslagen im Inneren treibt er zu einer bisher nicht erreichten brutalen Pracht, so die Käufer beinahe widerstandslos anlockend. Die moderne Macht der Reklame weiß er in riesigem Umfang sich dienstbar zu machen. Von Triumph schreitet er zu Triumph. Seine Riesenerfolge schlagen die Großbanken in Bann. Eine Vergrößerung nach der anderen wird ihm bedingungslos finanziert. Jede neue Vergrößerung aber, jeder neue Artikel, den das „Paradies der Damen“ sich zulegt, fordert im Stadtviertel seine Opfer. Ein Detailgeschäft nach dem anderen geht zu Grunde. Ratlos steht der Kleinhandel vor dieser Entwicklung, deren Wesen er nicht begreift, die er nicht aufhalten kann und die ihn um seine mühevoll erhaltene Existenz bringt. Und mit zäher Erbitterung verbeißen sich diese Detaillisten darauf, dem Zuge der Zeit um keinen Preis Rechnung zu tragen. Stumpf resigniert, zähneknirschend, verzweifelt erwarten sie, daß das Verhängnis auch sie, einen nach dem anderen, ereile. Mouret weiß sehr wohl, daß sein Weg über zerschmetterte Existenzen geht. Zerschmettert er selbst doch jeden, der sich ihm in den Weg zu stellen versucht. Aber dieser Gedanke beirrt ihn keinen Augenblick. Gewissensbisse sind nicht sein Fall. Er verzichte, sagt er, einfach die Arbeit seiner Zeit. Man könne von ihm nicht verlangen, daß er sich ruiniere, um das Stadtviertel zu schonen. Und selbst, wenn er töricht

genug sein wollte, sein Haus zu schließen, so würde an dessen Stelle sofort ein anderes großes Magazin entstehen, denn die Idee liege aller Enden in der Luft. Aus einem nativen Gefühl höherer Berechtigung, von einem Standpunkt kaufmännischer Herrenmoral aus verfolgt Mouret mit brutaler Kraft sein Ziel: „die Ausbeutung der Frau“, so heißt es mit seinen Worten. „Die Frau,“ sagt er, „ist es, die die Bazare durch ihre Konkurrenz einander streitig machen; die Frau, die sie fortwährend in die Falle ihrer Gelegenheitskäufe locken, nachdem sie sie vor ihren Auslagen um die Besinnung gebracht. Die Bazare wecken in der Frau neue Wünsche; sie bilden eine ungeheure Verführung, der sie verhängnisvollerweise zum Opfer fällt, indem sie anfangs als gute Hausfrau billige Käufe zu machen glaubt, später durch Koketterie fortgerissen und zum Schluß verzehrt wird.“ Im Spiel der Symbolik Zolas wird der Bazar zu einem phantastischen Ungeheuer, das Existenzen über Existenzen verschlingt. Mouret aber wird der König des Stadtviertels, der König von Paris. Sein Wort stürzt und erhebt Industrien. Seine Macht ist — unbegrenzt? Nicht ganz. Es ist ein feiner und für den Idealismus Zolas bezeichnender Zug, daß er der Macht seines Übermenschen, der Macht des Geldes überhaupt Grenzen setzt in der Ehrbarkeit der Frau. An der Keuschheit eines jungen Mädchens, einer von seinen weiblichen Angestellten, scheitert Mouret mit all seiner Macht und all seinen Millionen.

Ibsens „John Gabriel Borkman“ und der Saccard aus Zolas großem Börsenroman „L'argent“ erscheinen als die bedeutendsten Vertreter kaufmännischer Herrenmoral auf dem heißen Boden moderner Geldwirtschaft. Nehmen wir den John Gabriel Borkman, wie er aus des Dramas Vorgeschichte und dem Drama selbst sich ergibt, und setzen ihn als Persönlichkeit schlechtthin gegen den Saccard Zolas, so zeigt sich eine staunenswerte Ähnlichkeit der Anschauungen und Veranlagungen. Beide sind sie im Sinne der bürgerlichen Moral einfach Schwindler und Bankrotteure, wie denn auch beide mit dem Strafgesetzbuch in Konflikt kommen. Aber sowohl Zola als auch Ibsen würden die Instanz der bürgerlichen Moral als in-



kompetent für die Aburteilung ihrer Helden erklären. Ein ungeheures Gefühl der Verzweiflung, ein hochgradig gesteigertes Selbstbewußtsein hebt diese Übermenschen a priori über die Begriffe landläufiger Sittlichkeit hinaus. Sie konnten nicht anders handeln, als sie handelten; denn sie stehen in dem Banne der vermeintlichen Mission, die eine phantastisch überhitzte Spekulanteneiferung in riesigen Bildern ihnen vorgaukelt. Was will John Gabriel nicht alles? Neue Minen ins Unendliche, Wasserfälle, Steinbrüche, Handelsstraßen und Schiffsverbindungen über die ganze Welt — alles will er ins Leben rufen. Alle Machtquellen sich erschließen. Was Boden, Wälder und Meer an Reichthümern fasse, sich aneignen. Des Goldes schlummernde Geister wecken. „Da lagen die gefesselten Millionen übers ganze Land in der Vergestiefe und schrien nach mir! Schrien um Befreiung! Keiner von all den anderen hört es. Nur ich allein!“ Und noch in der eisigen Todesnacht, da er beim Leuchten des Schnees in die leere Weite blickt, narren ihn die Bilder seiner übermenschlichen, seiner dichterischen Phantasie. Gewaltige Dampfer sieht er. „Sie kommen und gehen, sie verbinden das Leben auf dem ganzen Erdball.“ Fabriken sieht er in tausender Tätigkeit. „Tag und Nacht arbeiten sie — die Mäher wirbeln und die Walzen blitzen — immer herum, herum.“ Sein Reich sieht er, sein „tiefes, unermessenes, unerschöpfliches Reich“, zu dem Dampfer und Fabriken nur die Vorposten bilden. — Und Saccard? Ihn locken die Märchen des Orients. „Was die Kreuzzüge versucht, was Napoleon nicht hatte vollbringen können — die Eroberung des Orients sollte sich durch die Doppellkraft der Wissenschaft und des Geldes vollziehen.“ Er will „das irdische Paradies zu neuem Leben galvanisieren und mittels des Dampfes und der Elektrizität wieder bewohnbar machen. Kleinasien soll wieder der Mittelpunkt der Alten Welt werden, als Kreuzungspunkt der großen natürlichen Straßen, durch welche Erdteile untereinander verbunden sind. Nicht Millionen waren zu gewinnen, sondern Milliarden und Milliarden.“ Borkmann und Saccard, beide breiten über ihr bis zum Wahnsitz zügelloses Wollen den Mantel

des Altruismus. Nach ihrer Meinung stehen sie im Dienste der Menschheit. „Ich habe die Macht geliebt,“ sagt Borkmann, „die Macht, Menschenglück zu schaffen, weit, weit um mich her.“ Das Menschenglück dürfen sie beide streichen, Saccard und Borkmann. Sie liebten die Macht in Wahrheit, um zu herrschen, um einer Welt den Fuß in den Nacken zu setzen. Ihr gewaltiger Egoismus kannte und bejahte nur sich selbst. Macht will Saccard, der „Geldpoet“; das „Königtum der Börse“ ist es, das ihn lockt. Darum stürzt er sich mit wilder Leidenschaft in den Kampf, gründet, um in Asien unmögliche Bergwerksanlagen zu finanzieren, die Banque Universelle, steigert betrügerisch das Grundkapital, treibt skrupellos durch unerlaubte Manöver die Kurse der Aktien seiner Bank in schwindelnde Höhe, um nach furchtbarem Kampfe gegen Wundermann, den Milliardär, seinen Antipoden, den nüchtern berechnenden, kalt logischen Mathematiker der Börse, als zerschmetterter Bankrotteur auf der Wahlstatt zu bleiben . . . Macht will Borkmann. Und die Macht sieht ihn mit der Laterne die Bankgewölbe betreten und anvertraute Gelder und Papiere an sich nehmen, um, wie er sagt, „mit mutiger Hand“ von ihnen für seine Spekulationen Gebrauch zu machen. Er durfte das, nein, er mußte das. War er doch ein Auserwählter, glaubte er doch „mit unerschütterlicher Gewißheit“ an seinen Sieg. Dann hätte er die Papiere bestimmt zurückgebracht. Nun, es kommt anders. Der Depositenräuber stürzt wie der Schwindelspekulant. Und Tausende von Existenzen reißen sie mit sich in den Abgrund. Aber selbst diese Tausende von Opfern können sie vom kaufmännischen Größenwahn nicht befreien. Es ist bezeichnend, daß sie beide nach ihrem Sturze demselben sich vergleichen: Napoleon. „Ich komme mir vor wie ein Napoleon, der in seiner ersten Feldschlacht zum Krüppel geschossen wurde“ (Borkmann). „Hätte Napoleon bei Waterloo noch Hunderttausend Mann in den Tod schicken können, so wäre er Sieger geblieben. Hätte ich noch die erforderlichen paar Hundert Millionen in den Schlund zu werfen gehabt, dann wäre ich heute der Beherrscher der Welt“ (Saccard). — Saccard stürzt sich, kaum dem Gefängnis entronnen, in neue Niesenunter-

nehmungen. John Gabriel, der Buchthändler, wartet im Oberstock seines Hauses acht Jahre auf die Deputation, die ihn zu neuen Ehren, neuer Macht abholen soll. Er hält sich nach wie vor für unentbehrlich.

Hinsichtlich des Großreeders darf ich mich kurz fassen. Er ist tiefgreifend und prinzipiell meines Wissens bisher in der modernen Literatur noch nicht behandelt. Immerhin begegnen wir ihm in der Literatur der Seebölker. Ibsen streift ihn in seinen „Stützen der Gesellschaft“, Heijermanns in seinem Drama „Die Hoffnung auf Segen“. Konrad Bernick und Clemens Vos, die Reeder, schätzen menschliche Existenzen nicht ein Gran höher ein als Moutet, Saccard oder Vorkmann. Dieser Reeder gemeinsame Spezialität besteht darin, daß sie — Vos aus roher Gewinnsucht, Bernick, um sich lästige Menschen vom Halse zu schaffen — unbedenklich morsche Schiffe auf See gehen lassen. Die „Indian Girl“ Bernicks wird freilich im letzten Augenblick ohne sein Verdienst zurückgehalten; die „Hoffnung“ aber sinkt mit Mann und Maus. Vos streicht die Versicherungssumme ein und redigiert einen Aufruf zu mildtätigen Sammlungen für die Witwen und Waisen der ertrunkenen Fischer.

Unvergleichlich eingehender befaßt man sich mit dem Großindustriellen, dem Fabrikanten. Die Darstellung und Auffassung des Großindustriellen in der modernen Literatur steht durchaus im Zeichen der wirtschaftlichen Klassenkämpfe unserer Tage. Aus dem zugespitzten Gegensatz zwischen dem dritten und vierten Stande, zwischen dem bürgerlichen Arbeitgeber und dem proletarischen Arbeitnehmer erwuchs mit innerer Notwendigkeit und in bezeichnender Häufigkeit das Streikdrama. Hier stehen ohne jede Frage Gerhart Hauptmanns „Weber“ an hervorragender Stelle. Das Stück entstand sicherlich unter dem Eindruck der sozialen Verhältnisse der Gegenwart. Aber es ist retrospektiv. Mit historischer Treue schildert Hauptmann bekamtlich die Hungerrevolte der schlesischen Leineweber im Jahre 1844. Da aber die industriellen Verhältnisse jener Zeit nicht mehr die der unseren sind, da jene infolge der Einführung der Maschine schwer niedergedrückte Hausindustrie mit unseiner in der Fabrik lokalisierten Arbeiterschaft

ebensowenig gemein hat wie der schlesische Warchentfabrikant und Blutsauger Dreißiger mit dem Großindustriellen unserer Tage, so kommt den Webern in diesem Zusammenhange nur eine verhältnismäßig geringe Bedeutung zu. Der Großindustrielle der Gegenwart hat in der modernen Literatur kaum je eine schärfere Beleuchtung erfahren als in der Gestalt des Holger im zweiten Teile von Björnsöns „Über unsere Kraft“.

Holger ist Herrenmensch durch und durch. Über alle sozialen Sentimentalitäten ist er weit erhaben. Die Zeit, in die er gestellt ist, haßt er. Sie ist ihm eine „Arbeitszeit mit Tausendfüßlerphantasie“. „Platz für das Genie und die großen Willen!“ Das ist seine Kardinalforderung. Für die kompakte Majorität hat er nichts als eine unbegrenzte Verachtung. „Auch die Insekten sind in der Mehrheit,“ sagt er. Folgerichtig verwirft er den Parlamentarismus. Nam einst die gesellschaftliche Führung dem Adel zu, so ist sie nach seiner Meinung jetzt auf den Großindustriellen übergegangen. Dieser vertritt die konzentrierte, die organisierte Arbeit. Er ist der Begründer der großen Vermögen. Von ihm allein stammt der Wohlstand, der den Überschuß ergibt für Wissenschaft und Kunst. Holgers hochdifferenziertem Schönheitsfinn ist kein Gedanke unerträglich als der an den sozialistischen Zukunftsstaat, diesen, um mit Heine zu sprechen, „Stall von Gleichheitsflegeln“. Der Arbeiter ist ihm nicht mehr als ein Knecht — Sklavenblut. Die Kluft zwischen den Ständen scheint ihm notwendig und durchaus unüberbrückbar. Die Regelung der Beziehungen zwischen Arbeitgeber und -nehmer gilt ihm ausschließlich als eine Frage der Macht, die im Kampf ausgetragen werden muß. Holger ist es, der den streikenden Arbeitern den Fachverein der Fabrikbesitzer entgegenstellt. Er hat die Brunnburg auf der Höhe des Berges errichten lassen, ein Symbol der Kraft und Herrlichkeit des Großkapitals, eine höhnische Herausforderung für die in den schauerlichen Tiefen der sogenannten Hölle schmachtende Arbeiterschaft. Aber Holger geht weiter. Er rechnet geradezu damit, daß die Arbeiter in ihrer Verzweiflung sich Übergriffe gestatten könnten. Als er erfährt, daß die Burg, in der

am Abend der Fabrikantenverein tagen will, unterminiert sein könne, entgegnet er: „Das wäre das Beste. Sie sind uns zu dicht auf den Leib gerückt. Dann wären wir sie für ein Menschenalter los.“ Und seine große Rede im Fabrikantenverein beschließt er mit den Worten: „Wenn hier eine Mehrzahl aus Ruder kommt, eine Mehrzahl ohne die Tradition der Herrenmacht, ohne ihren Hochsinn und Schönheitsdrang, ohne ihr Jahrhundert alte erprobtes Ordnungsgesetz im Großen wie im Kleinen, so sagen wir ruhig, aber bestimmt: Die Kanonen aufgefahren!“ Das ist die Krönung dieses Gebäudes großindustrieller Herrenmoral. Holger würde sich ebensowenig besinnen, einige Tausend revoltierender Arbeiter niederlartätschen zu lassen, wie Saccard sich besann, über Tausende ruiniertes Existenzen fort seinen verfliegenen Zielen nachzujagen. Dennoch ist in Holger etwas, das sein Bild zu einem nobleren macht. Er ist tatsächlich ein Idealist, und er ist kein Barvenu. Ihm fehlt die materialistische Nebsucht der anderen. Was er tut, das tut er im Namen seines Kultur- und Schönheitsideals und, von seinem Standpunkt aus, für die menschliche Gesellschaft. Ein Hoch auf sie ist Holgers letztes Wort, da über seinem Kopfe die Burg zertrümmert in die Lüfte steigt.

Mouret, Saccard, Vorkmann, Bernick, Holger — die antibourgeoise Tendenz dieser im Kern einander so ähnlichen Gestalten ist klar. Sie wird den Kundigen bei Zola und Ibsen nicht einen Augenblick wundernehmen. Aus widerwilliger Bewunderung, aus stauendem Haß, aus instinktivem Gefühl für die ihnen immanente Romantik wurden sie geboren, diese Typen genial-egzentrischer Kaufmannspersönlichkeiten, diese Schilderungen brutaler Auswüchse eines kapitalistisch verderbten Bürgerturns. Ungeheure Herrbilder, denen doch eine ungeheure Wahrheit aus den Augen sieht. Man konnte bei ihnen nicht stehen bleiben, denn die Entwicklung blieb nicht bei ihnen stehen. Das kaufmännische Leben lenkte in die ruhigen Bahnen eines gesunden Gedelkens ein. Der dritte Stand wird seiner Pflichten gegen den vierten sich allmählich bewußt, der soziale Zug tritt in der Gesetzgebung der Kulturstaaten mit Schärfe hervor. Diese Tatsachen tragen in die literarische

Darstellung des dritten Standes nach und nach eine größere Ruhe. Sie kommt allmählich auch dem Kaufmann und dem Industriellen zu gute. Bedeutsam für einen sich vorbereitenden Wandel der Anschauungen ist schon, wie Björnson einen Umschwung eintreten läßt in den Gesinnungen seines großindustriellen Herrenmenschen. Als einzig Überlebender, als Krüppel unter den Trümmern der in die Luft gesprengten Burg hervorgezogen, kommt Holger zu der Einsicht, daß er ein Opfer der „Volksverzeiflung“ wurde, und daß diese „Volksverzeiflung“ etwas ist, das überwunden werden muß. Und jetzt wird er die Arbeiter empfangen, „denn einer muß den Anfang machen mit dem Bergeben.“

Von durchschlagender Beweiskraft aber für eine neue literarische Auffassung des Kaufmannsstandes ist der Umstand, daß jener Gegensatz zwischen zwei Generationen, jener Gegensatz zwischen Vätern und Söhnen, den wir in der modernen Literatur auf sozialem, religiösem, auf so vielen Gebieten des öffentlichen und privaten Lebens behandelt finden, nun auch auf kaufmännischem Gebiet zu Tage tritt. In sich ist dieser Gegensatz kein Novum. Er durchzieht z. B. bereits Alexander L. Kiellands schönen Niederroman „Garmann und Worsø“. Dem alten Konsul Garmann, dem Urbild des korrekten, altväterischen Kaufmanns, dem als Hüter geheiligter kaufmännischer Tradition all das Unreife, Stürmende, Inkorrekte der neuen Zeit in den Tod verhaßt ist, tritt hier gegenüber Marten W. Garmann, der Sohn, der, den Kopf von unruhiger Betriebsamkeit, von ausländischen Ideen voll, das ehrwürdige Haus in den Strudel der modernen Konkurrenz und Spekulation reißen möchte. Und der Sohn siegt über den Vater. Ergreifend hat der Dichter diesen Sieg symbolisiert. Der Segler, der auf der Werft gebaut wird, das prächtige Schiff, an das der alte Konsul sein ganzes Herz gehängt hat — es geht in Flammen auf. „Dieses Schiff,“ heißt es im Roman, „bedeutete für ihn mehr als eine Summe Geldes. Es war eine Arbeit, welche er zur Ehre „des Alten“ gegen „das Neue“ ausgeführt hatte, gegen den Rat des Sohnes, zu Ehren seines Vaters, des Begründers der Firma.“ Zwei Zeiten stehen hier in

Vater und Sohn einander gegenüber. Aber der Gegensatz ist doch nur einer der kaufmännischen Prinzipien. Er vermochte im Grunde nicht einmal das gute Verhältnis zwischen Vater und Sohn dauernd zu stören.

Die jüngste Phase der modernen Literatur geht über Mielland weit hinaus. Sie läßt den kaufmännischen Gegensatz auf das soziale und sittliche Gebiet hinübergreifen. Sie erweitert ihn damit zu einem Gegensatz der Weltanschauungen, der zwischen Vätern und Söhnen unüberbrückbare Klüfte aufreißt. Zwei erst jüngst erschienene Dramen kommen hier in Betracht. Martin Langens „Geben und Nehmen“ und Jonas Lies „Wulffie u. Co.“ Beide Dramen sind künstlerisch ebenso minderwertig, wie sie kulturhistorisch interessant sind. In beiden Dramen wird der kaufmännischen Herrenmoral der Väter die feinere und differenziertere der Söhne gegenübergestellt. Bei Langen stehen wir auf dem Boden des Klassenkampfes. Drei Generationen der Fabrikantenfamilie Brüggenmann, Großvater, Vater und Sohn, werden uns in ihrer Stellungnahme zu einem Arbeiterstreik vorgeführt. Natürlich ist, daß es drei sind, ein künstlerischer Fehler, weil dadurch die Wucht des Gegensatzes völlig zersplittert wird. Großvater Brüggenmann ist ein Holzer, doch ohne Holzgers adeligen Schönheitsfimmel, vielmehr mit einem Stich ins Dickshädeltg-Plebejische. Er ist einfach verbohrt. „Die Kerle dürfen nicht recht haben. Wenn man der Bande nicht fortwährend den Daumen aufs Auge drückt, ist man geliefert. Ins Zuchthaus gehören sie! Niederschießen sollte man die Hundel!“ So viel aus dem Wortschatz des Großvaters. Folgt Vater Brüggenmann: „Sollen mir die Herren einen annehmbaren Vorschlag machen! An einem sogenannten Sieg ist mir nichts gelegen. Ich bin kein Prinzipienreiter. Solche Ungehener sind unsere Arbeiter denn doch nicht. Man muß sie nur ein bißchen zu behandeln verstehen.“ Und Brüggenmann, der Sohn: „Was tun sie denn Schlimmes, sie kämpfen für ihren Stand. Das kann man ihnen doch nicht verdenken. Wir selber sind die Schuldigen: unser Unverstand, unsere Herrschsucht, unsere Habgier. Das Geld spricht bei uns das entscheidende Wort. Nicht der Geist. Wir selber müssen ihnen

die Wege weisen.“ Man sieht: der Herrenmensch, der Kompromißler und der soziale Schwärmer. Merkwürdig nur, daß der entscheidende und unheilbare Zusammenstoß nicht zwischen den Extremen, zwischen Großvater und Enkel, sondern zwischen Vater und Sohn stattfindet. Jonas Lie arbeitet schärfer. Auch Konsul Wulffie gehört zur Gattung der skrupellosen kaufmännischen Herrenmenschen. Einen brutalen Parvenu nennt er sich selbst mit Stolz. Aber von anderem Schläge, das Kind einer neuen Zeit, ist Ottar, sein Sohn. „Da muß,“ sagt Wulffie im Hinblick auf ihn, „immer erst peinlich geforscht werden, ob wir vor der himmlischen Gerechtigkeit bestehen können. Mit einer derartigen Gentlemanerziehung fassen sie das Leben überhaupt nicht mehr als Kampf auf.“ „Nobel — wenn ich etwas hasse, so ist es dies Wort in Geschäftssachen. Im Geschäftsspiel ist weder für Noblesse noch Sentimentalität Platz.“ Sein geschäftliches Gebaren macht diesem Standpunkt Ehre. Ringsum im Lande rauchen die Schornsteine der Sprit- und Likörbrennereien. Die Pest der Trunksucht rast durch die Straßen der Städte; Anzucht und Demoralisation folgen ihr auf dem Fuße. Eine Stütze der Gesellschaft, steht Familie Wulffie an der Spitze des Vereins zur Bekämpfung der Trunksucht. Da erfährt Ottar durch einen Zufall, daß sein eigener Vater, mit Millionen an der Gründung der Spiritbrennereien beteiligt, den größten Teil ihrer Aktien in Händen hält und riesige Gewinne aus ihnen zieht, daß also sein Vater schuldig der geheimen Verbreitung desselben Lasters, welches er öffentlich bekämpft. Als zorniger Richter tritt der Sohn vor den Vater. „Wir müssen diese Todschuld los werden,“ erklärt er, „die wie eine Plaque unser Haus durchzieht! — müssen, müssen entsagen, von uns werfen alles, was wir besitzen! — all den Reichtum, den wir eingehamstert haben im Handel — und nichts als einen Erdenwinkel suchen, wo wir unsere Schande verbergen können.“ Und da der Konsul das für verächtliche Weibersentimentalität und eitel Spitzfindigkeit erklärt — Aktien könnten nun einmal nicht nach Eau de Cologne duften —, so verläßt der Sohn auf Nimmerwiedersehen das väterliche Haus.

Die Verwirrung der moralischen Begriffe im kaufmännischen Übermenschen findet ihre Richter im erwachenden Gewissen der Söhne, der nachfolgenden Generation. Auf die Tendenz folgt — in Aufsätzen nur, doch deutlich erkennbar — die Gegenteilendenz. Gleichviel, Tendenz ist auch sie. Auf der ganzen Länge des Weges, den wir seit Gustav Freytag zurücklegten, ging das Moralprinzip uns zur Seite: So soll der Kaufmann sein, so soll er nicht sein. Das ist bezeichnend. Im Widerstreit sozialer Voreingenommenheiten, in der Hitze vorwiegend ethischer Diskussionen hatte man den Sinn für ruhige Beobachtung, für eine rein sachliche, d. h. künstlerische Gestaltung kaufmännischen Lebens eingebüßt. Man war dahin gekommen, gewisse Eigenschaften des Kaufmanns geflüchtig in die Höhe zu treiben, um andere schonungslos zu übersehen oder zu unterdrücken. Man hatte im Kaufmann nur den Willensmenschen gesehen. Daß hinter diesem Willensmenschen heute so gut wie zu Freytags Zeiten ein Herzensmensch sich verbergen kann, daß es auch heute keineswegs nur Bande des Vorteils, der Macht, des Geldes sind, die den Kaufmann an seinen Beruf knüpfen, sondern auch und nicht zuletzt Bande des Gemüts, der Liebe, des Ehrgefühls, das hatte man nicht empfunden, eben weil man zu objektiver Betrachtung noch nicht vorgedrungen war. Erst der allerjüngsten Zeit blieb die Erfüllung dieser Ehrenpflicht für Deutschland vorbehalten.

Von den Älteren und Ausländern — es marschieren in der Darstellung des Kaufmannsstandes überall die Skandinavier an der Spitze — ist Björnson der einzige, der eine spezifische Situation kaufmännischen Lebens ruhig beobachtend, doch mit der Wärme des Herzens zu erfassen wußte. Es ist die tiefe Tragik kaufmännischen Zusammenbruchs, die Tragik des Bankrottes, die er in seinem Schauspiel „Ein Fallissement“ behandelt. Warum ringt Großhändler Tjälde inmitten seiner Schwierigkeiten wie ein Verzweifelter gegen den Konkurs? Was treibt ihn auf die Bahn der Lüge und fast des Verbrechens? Es sind Gründe der Liebe und eines, wenn auch verirrten Ehrgefühls. Daß sein kaufmännischer Name, daß seine Firma untergehen soll, er kann und kann es nicht fassen. Darum bleibt dieser Mann trotz seiner Ver-

fehlungen unserem Herzen nahe. Wir fühlen mit ihm, obwohl er an dem Prinzip sich veründigt, das Advokat Berent ihm gegenüber als die Grundlage kaufmännischen Lebens zu vertreten den Beruf hat: an der Wahrhaftigkeit, kaufmännisch gesprochen, der Treue. Auf dieser Grundlage vollzieht sich denn auch Tjäldes geschäftliche Wiedergesundung. Unzweifelhaft ist hier der Handelsstand unter Gesichtspunkten eines ihm wesentlichen Idealismus erfasst. Die Firma erscheint als ein Palladium, dem man die letzten Blutstropfen weicht, als Ehrenschild, den unbestraft zu hinterlassen, heiligste Verpflichtung ist.

Sie erscheint nicht anders auch in des jungen Thomas Mann 1902 erschienenem hantischen Kaufmannsroman „Buddenbrooks“. Mann moralisiert und kritisiert nicht; er gestaltet. Er diskutiert nicht mehr den Stand; ihn fesselt der Mensch als Angehöriger dieses Standes. Menschen und Dinge stellt er einfach hin und läßt sie für sich selbst reden, und Menschen und Dinge wirken poetisch. Das Buch bedeutet ein erstes Wiederaufleben des Gefühls für die spezifische Poesie kaufmännischen Lebens. In ihm ward uns wenigstens ein bescheiden Stücklein „Soll und Haben“ aus modernem Geiste neu geboren. Der Großkaufmann erscheint nicht mehr als bourgeois Emporkömmling. Mann weiß, daß ein aristokratisches, ein fast dynastisches Prinzip die alten Handelsgeschlechter an der Waterkant beherrscht. Vier Generationen einer Lübecker Patrizierfamilie lösen einander vor unseren Augen ab. In vier Abstufungen vollzieht sich der Verfall des ehrwürdigen Handelshauses Buddenbrook. In scharf gezeichneten Typen treten die Mitglieder der Familie, männliche und weibliche, vor uns hin; in das private Leben, das in Bildern von eindrucksvollster Beweglichkeit und feinstem Lokalkolorit geschildert wird, spielt überall, es bestimmend und beherrschend, das geschäftliche hinein. Etwa fünfzig Jahre wirtschaftlicher und politischer Entwicklung, die Zeit von 1830 bis 1880, spiegeln sich in den drei Trägern der Firma Buddenbrook. Verschieden nach der Zeit, in der sie leben, verschieden in ihren geschäftlichen Prinzipien, gleichen sie einander an Point d'honneur und unantastbarer Respektabil-

tät. „Sei mit Lust bei den Geschäften am Tage, aber mache nur solche, daß wir bei Nacht ruhig schlafen können.“ Das ist der Grundsatz des Hauses. In ihm lebte der alte Johann Buddenbrook, der à la mode-Kavaller, der seine französisierte Handelsaristokrat der Jahrhundertivende, der doch so kernig plattdeutsch fluchen kann. In ihm sein Sohn, der Konsul, dessen Bild etwa dem des alten Warmann entspricht: ehrenhaft, solid, vorsichtig, mit äußerster Reserve den Errungenschaften der neu hereubrechenden Zeit, dem entscheidenden Umschwung der vierziger Jahre gegenüberstehend. Das Kind dieser neuen Zeit ist Thomas Buddenbrook. Talentvoll, kühn, weltfichtig wie keiner seiner Vorgänger, eine kaufmännische Persönlichkeit, reißt er das durch Verluste und Krisen in den letzten Jahren seines Vaters zurückgegangene Haus zu kurzem, gewaltigem Aufschwung empor. Die Senatorenwürde, die ihm zu teil wird, bedeutet den Höhepunkt des Hauses Buddenbrook. Aber unter diesem Glanze lauert schon der Verfall. Der Senator ermattet. Seine Energie verzehrt sich in Zweifeln an seiner Tüchtigkeit, er verliert den Glauben an den Erfolg und damit den Erfolg. Er stirbt jählings und in besten Jahren. Sein einziger Sohn, ein hypernervöser, künstlerisch veranlagter Knabe, wohl von Beginn seiner Tage nicht lebensfähig, folgt ihm binnen kurzem in den Tod. Mit wehem Gefühl legt man das Buch aus der Hand. Warum just der Verfall einer Kaufmannsfamilie, warum nicht lieber ein Emporblühen durch Generationen zu immer größerer Herrlichkeit? Und man sucht nach einem Werke, das man als positiv dem schmerzlichen negativen Manns gegenüberstellen könnte. Man sucht vergeblich!

Einen Roman wie Thomas Manns „Buddenbrooks“ dürfen wir uns mit Recht im Sinn eines wiedererwachenden Objektivitätsgefühls dem Kaufmann gegenüber auslegen. Bezeichnenderweise aber fehlt es schon heute nicht an Schöpfungen, die, über die rein künstlerische Objektivität hinausgehend, mit scharfer Tendenz für den Kaufmannsstand eine Lanze brechen. Die Literatur hatte den Kaufmann so lange zum Gegenstand einseitiger Kritiken gemacht, daß es begreiflich wird, wenn z. B. Knut Hamsun, wider den

Stachel leckend, in seinem Roman „Neue Erde“ just den Kaufmannsstand gegen die jüngere Literaturgeneration, kaufmännische Moral und Respektabilität gegen die Bohémemoral gewisser Künstlerkreise kontrastiert. Der größenwahnsüchtigen, unproduktiven, verlumpten und verlogenen Schar der Skribifage gegenüber steht Hamsun im Kaufmann vor allem den wahrhaft Werte schaffenden Stand, den Stand, der die Hoffnungen auf einen Kulturfortschritt des Vaterlandes trägt. Der Kaufmann arbeitet vor allen Dingen ehrlich. Er besitzt Tatkraft und Wagemut, Standesgefühl und Sinn für Recht. Er lebt und läßt leben; anders als jene Künstler, die einander vor Neid am liebsten auffräßen. Besonders wurmt Hamsun die Arroganz des Künstlers dem Kaufmann gegenüber, den er als „Krämer“ zu bezeichnen beliebt, den er meint verlachen zu können, wenn er ihn nicht gerade — anpumpt, um nie zurückzahlen. Was täte man, fragt Hamsun, mit einem Kaufmann, der sich so verhielte? Man würde ihn einfach wegen Betruges anklagen und ihn bankrott erklären. Das Buch bedeutet einen pfeifenden Vertenshieb gegen die junge Dichtergeneration Norwegens. Aber mit dieser Tendenz ist der Roman nicht abgetan. Hamsun, der Zielumgetriebene, ist einer von den sehr wenigen modernen Literaten, denen der Sinn aufging für die neue und gewaltige Poesie des Welt Handels. Seine Schilderungen des Lebens am Hafen einer großen Handels- und Seestadt sind von hoher Schönheit; ich habe Ähnliches nicht wieder gefunden:

„Maschinen arbeiteten weit fort mit gedämpftem Sausen. Unten am Hafen piff ein Dampfschiff, ein anderes piff wieder. Flaggen wehten. Große Prahme glitten zwischen einander hin und her. Segel wurden gehißt und Segel wurden eingezogen. Und hier und da ließ ein Schiff seine Anker fallen, und die eisernen Ketten rasselten unter einem Rauch von Kost aus den Klüslöchern, und wie flammende Hurrarufe rollten diese Laute über die Stadt in den lichten Tag hinein. Der Handel lebt sein brausendes Leben. — Des Handels große und merkwürdige Poesie durchsaugt die Welt. Danken wir ihm! Aus ihm wird die Erneuerung kommen!“ — —



Ein Stück Literatur im Spiegel der Kulturgeschichte, das ist's, was ich geben wollte. Ich bin mir bewußt: der positiven Resultate meiner Betrachtung sind wenige. Aber auch ein negatives Resultat kann, meine ich, bezeichnend und lehrreich sein. Wir alle haben das Gefühl, daß die Darstellung des Kaufmannsstandes in der modernen Literatur noch in ihren Anfängen steckt. Die soziale Einseitigkeit, mit der diese dem Bürgertum überhaupt gegenüberstand, mußte sich auch in der Behandlung des Kaufmanns geltend machen; kaum haben wir die Schwelle einer sachlichen, geschweige gar einer poetischen Betrachtung des Handelsstandes überschritten. Die Literatur, sonst der Zeiten getreuester Spiegel, ist hier um Jahrzehnte zurück. Eine gewaltige Lücke klafft auf. Daß über lang oder kurz Versuche gemacht werden, sie auszufüllen, bezweifle ich nicht. Auf in diesem Sinne symptomatische Erscheinungen glaube ich hingewiesen zu haben. Die Monnet, die Saccard, die Bernier — die wirtschaftlichen Parvenus sind nicht mehr die Herren unserer Zeit. Unserer Zeit blieb es vorbehalten, das stolze Wort vom königlichen Kaufmann zu prägen. Sie sieht in ihm eine Vereinigung höchster kaufmännischer Genialität und Energie bei höchster Noblesse der Gesinnung und Lebensführung. Das Bild dieses königlichen Kaufmanns, dessen wirtschaftliche Macht Meere überbrückt, schwebte Freytag vor, als er die Gestalt seines Fintschuf. Den königlichen Kaufmann wollte Sudermann in der als Handelsherr und Mensch gleich verunglückten Gestalt des Kaufseegrafen Traut uns schildern. Und wenn ein Aristokrat wie Ompteda eines der begabtesten und kraftvollsten Mitglieder der freiherrlichen Familie derer von Eysen als Hamburger Großkaufmann einführt — und Ludwig von Eysen hat als Kaufmann durch-

aus nichts von seinem Adelsstolz eingebüßt —, so ersieht man daraus, bis zu welchem Grade der deutsche Großkaufmann der Gegenwart die sozialen Vorurteile auch der höheren Gesellschaft zu beseitigen beginnt. Aber Ludwig von Eysen ist nur eine Epitaphenfigur. Wer stellt den königlichen Kaufmann zuerst in den Mittelpunkt der Schilderung und gibt uns in seinem Bilde den Zeitroman des modernen Handels? Der ihn schreiben will — und einer wird wollen —, muß einen weiten Blick haben; aber auch ein warmes Herz. Nur die Liebe zeugt gesunde Kinder. Und daß dieser Jemand sich nicht zu weit von der Waterkant entferne, daß er sich Hamburgs Hafen genau ansehe und sich wohl umtreue auf den Kontoren der großen Hamburger Niederereien! Denn der moderne Zeitroman des Kaufmanns kann kein binnenländischer mehr sein. Er muß Weltteile überschauen, die salzige Luft der See muß über ihm liegen und der Duft exotischer Länder. Und legt man das Ohr an ihn, so muß man, um mit Hansim zu sprechen, hören, wie „des Handels große und merkwürdige Poesie ihn durchbraunt“. Eine schwere Aufgabe; eine ernste und schöne Aufgabe, wert des Schweißes der Edlen, würdig der Kunst, würdig der Männer, die als Matadore der Kultur den Erdbreis in den Bann ihrer friedlichen Eroberungen schlugen. Die ungeheure Bedeutung des Kaufmannsstandes leugnet heutzutage kein Einsichtiger. Im vierten seiner Poggfreds-Gefänge sagt Detlev von Liliencron:

Ich weiß nicht, was soll stets das Übelreden  
Auf einen reichen Kaufherrn? Hat er nicht  
Durch seine Klugheit Speicher voll und Meeden,  
Durch seine Vorsicht, durch sein Suchelicht?  
Wenn vom Äquator schwimmt sein Schiff nach Schweden,  
Und wohin noch — ist das nicht ein Gedicht?  
Und wenn er klüger ist als andere — nun,  
Wir würden alle ja dasselbe tun.

